



PROLOG

Herbst 1477

»Wenn nur Frieden wäre und ich unseren Herrn und Vater für zwei Wochen bei uns hätte, wäre ich im Paradies. Ihr selber müsstet es mit eigenen Augen sehen. Es ist die Pracht, die mich staunen lässt. Stunden könnte ich vor den Teppichen verweilen, die den Glanz und Ruhm, aber auch den Untergang Trojas zeigen. Das Schicksal unseres Urahnen, König Priamos, rührt mich. Und doch wandert mein Auge weiter zu den Gemälden, die ein Meister Van Eyck geschaffen hat, hin zu den königlichen Wappenschilden, die mein Herz erfreuen. Vieles ist hier, werter Vater, doch so ganz anders als das Gewohnte. Lasst mich Euch nur eine Begebenheit aufführen: Bei unserem letzten Bankett reichten wir jedem Gast einen goldenen Zahnstocher, besetzt mit Diamanten, verziert mit einer edlen Perle. Wie staunte ich, als ich erfuhr, dass der Herzog solcherlei beinahe täglich geschehen ließ.

Aus seinem Besitz stammen an die viertausend Jagdhunde und rund dreitausend abgerichtete Falken, die für allerlei Jagdvergnügen des Hofes zur Verfügung stehen. Welcher Edelmann mag so viel Besitz benötigen? Nun, meine Frau, Eure Schwiegertochter, ist eine ausgezeichnete Jägerin mit Falken und Hunden. In ihrem Besitz ist ein weißer Windhund, der sehr schnell ist. Das edle Tier schläft jede Nacht vor unserem Bett.

Ach, werter Vater, es fehlen die Worte, um all das zu beschreiben, was mir hier in den letzten Wochen und Monaten widerfahren ist.

Schon rufen die Kriegsglocken, wollen die neuen Söldner gelehrt und geführt werden. Wie gern würde ich stattdessen nur ins Turnier reiten, mich im Lanzenstechen messen. Aber hier, hier ist es nicht der ritterliche Kampf um Ehre, hier ist es der Tod, der seine Ernte hält. Ich will es Euch ehrlich sagen: Es gibt keinen größeren Schurken auf der ganzen Welt als den Franzosenkönig ...«

»Was bildet sich dieser Knabe ein? Wer ist er, dass er es wagt, Unsere Ansprüche mit Füßen zu treten?« Ludwig, König von Frankreich, ließ





den Brief sinken und schaute seinen engen Vertrauten Philippe de Comynnes an. Der aber wusste, wann er zu schweigen hatte, und neigte nur stumm den Kopf.

»Redet, wenn Ihr gefragt werdet«, fuhr ihn Ludwig an.

»Es ist, wie Ihr sagt, Majestät. Ein Knabe, der geblendet von der Pracht Burgunds nicht weiß, wo ihm der Kopf steht. Und, wenn ich das hinzufügen darf, eine leichte Beute.«

»Ach, und warum gehört Uns dann nur das Herzogtum von Bourgo-
gne? Warum halten Wir lediglich die Provinzen Picardie und Artois? Leichte Beute? Betrogen wurde ich, ich persönlich, Ludwig, König von Gottes Gnaden über Frankreich«, brüllte der König und sein schmales Gesicht verzerrte sich zu einer wütenden Fratze. Speicheltropfen trafen de Comynnes im Gesicht, doch er wagte es nicht, sich auch nur einen Fingerbreit zu rühren, oder gar Widerwillen in seiner Miene zu zeigen.

»Eure Allerchristlichste Majestät wird einen Plan haben, dessen bin ich mir sicher.«

»Speichellecker! Allesamt! Holt mir den Boten dieses Briefes«, schrie Ludwig und seine Stimme überschlug sich vor Wut.

Nur wenige Augenblicke später betraten zwei Palastwachen das Gemach des Königs. Sie eskortierten einen Mann in den Raum, der dem König mit hoherhobenem Kopf gegenübertrat.

»Wie heißt Ihr?« Ludwig von Frankreich musterte das regungslose Gesicht, suchte aber vergeblich nach einem Anzeichen von Furcht.

»Ich bin Georg Graf von Markenburg, Vertrauter Maximilians, dem Sohn des Kaisers und dem neuen Gebieter über Burgund.«

Ludwig zuckte bei dem letzten Satz zusammen und Philippe de Comynnes erwartete einen weiteren Wutausbruch seines Herrn, doch der blieb aus.

»So, und Ihr werdet am Hofe Friedrichs erwartet?«

»Selbstverständlich!«

»Nun, dann wisst Ihr auch, was in diesem Schreiben steht?« Ludwig hielt das Pergament hoch.

»Natürlich nicht.«





»Es gibt keinen größeren Schurken auf der ganzen Welt als den Franzosenkönig«, zitierte Ludwig laut, doch wenn er geglaubt hatte, dass Johann von Markenburg eine Regung zeigte, wurde er enttäuscht.

»Wie ich Euch schon sagte, ich kenne nicht den Inhalt des Schreibens, das mein Herr aufgesetzt hat. Meine Aufgabe ist erfüllt, wenn ich es meinem Kaiser übergeben habe.«

Ludwig ging nicht darauf ein und las ungerührt weiter: »Aber hier, hier ist es nicht der ritterliche Kampf um Ehre, hier ist es der Tod, der seine Ernte hält«, er schaute hoch, »amüsanter Gedanke, nicht wahr?«

Ludwig nickte den Wachen zu und wedelte dabei mit der Hand, als wolle er eine lästige Fliege vertreiben. »Schafft ihn hinaus.«

Die Wachen ergriffen Georg von Markenburgs Arme.

»Nein, halt, wartet!« Ludwig trat näher an den Boten Habsburgs heran. Der Ritter war einen guten Kopf größer als der schwächling gewachsene König. »Wartet, ich mache es lieber selbst.«

Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte Ludwig einen kleinen, aber scharfen Schmuckdolch gezogen. Ein silbernes Funkeln, eine verschwommene Handbewegung und plötzlich schoss Blut aus der durchgeschnittenen Kehle des Ritters. Der Graf von Markenburg knickte röchelnd zusammen. Ein Blutschwall ergoss sich auf Hemd und Wams, färbte alles in wenigen Augenblicken rot.

»Haltet ihn, ich will zusehen, wie das Schwein ausblutet«, befahl Ludwig den Wachen, die den vor Schmerzen zuckenden Körper des Ritters mit eiserner Gewalt aufrecht hielten.

Lächelnd und mit schräg geneigtem Kopf wartete Ludwig das Ende des Todeskampfes ab.

Ungerührt wischte er seinen Dolch am Wams des Toten ab, bevor er ihn in die Scheide zurücksteckte.

»Hier ist es nicht der ritterliche Kampf um Ehre, hier ist es der Tod, der seine Ernte hält. Diesen Satz will ich mir merken. De Commynes – das Spiel hat begonnen.«





TEIL I





ZWEI TAGESRITTE ÖSTLICH VON SPEYER

November 1477

»Dreck, Pest und Ziegenarsch, hab ich Hunger. Ah, ein Königreich für ein warmes Feuer, einen großen Teller Fleisch, einen Becher Wein oder einen großen Krug Würzbier.«

»Du denkst nur an deinen Bauch, Heinrich. Ich wäre schon froh, wenn ich endlich diesen störrischen Gaul loswürde. Meine Fresse, ich spüre jeden einzelnen Knochen im Leib.«

»Josef Schmittges, denkst du, wir könnten dich und unseren lästerlich fluchenden Pastor da vorne nicht ganz genau hören? Ihr sitzt da hoch zu Ross und jammert uns schon seit der letzten Rast die Ohren voll. Nehmt euch ein Beispiel an Thomas, der Junge sitzt wie ihr seit Tagesanbruch auf seinem Pferd, aber hört man ihn jammern oder klagen? Nein, natürlich nicht. Bassenheimer Söldner, Verteidiger von Konstantinopel – dass ich nicht lache. Habt ihr beiden Jammerlappen denn keine Ehre im Leib? Ach, schämt euch.«

Ein Glück, dass ich etwas abseits ritt und weder Hildegard Schmittges noch Jupp oder Heinrich mein breites Grinsen sehen konnten. Pastor Heinrich, oberster Hirte in Andernach und ehemaliger Söldner im Morgenland, konnte mit seinen Flüchen jedem Fuhrmann die Schamröte ins Gesicht treiben. Er wusste, dass Hildegard diese Angewohnheit missbilligte, aber das hinderte ihn nicht daran, seit der Mittagsrast vor sich hinzugrummeln. Und jetzt forderten ein hungriger Magen und eine trockene Kehle ihren Tribut. Mein Freund, der Stadtknecht Jupp Schmittges, schlug sich mehr und mehr auf Heinrichs Seite, zumindest, was das Rumjammern betraf.

Allerdings hatte Jupp ein großes Problem und das saß auf dem Bock des Fuhrwerks: Hildegard, sein Weib. Sie wusste genau, wie sie mit ihrem Gatten umzugehen hatte.

Wahrscheinlich machte sie sich erst Sorgen, wenn Heinrich nicht mehr fluchte und Jupp anfang, sein Pferd zu loben.





Ich schaute mich um, suchte nach Vertrautem in der Umgebung, nach bekannten Wegmarken. Wir ritten auf einem alten Handelsweg ostwärts. Diesen Weg gab es schon seit ewigen Zeiten und doch bestand er aus nicht mehr als zwei ausgefahrenen, von Schlaglöchern übersäten Fahrinnen. Mein alter Hauslehrer Pater Anselm hatte mir, als ich noch ein Junge war, mit leuchtenden Augen von den früheren römischen Heerstraßen vorgeschwärmt, von den geschotterten Straßen hin zur Stadt am Tiber, auf denen ein Streitwagen mühelos entlangrollen konnte. Beim Anblick der tiefen Furchen auf diesem Handelsweg hätte jeder römische Senator geweint. Unser Glück, dass es nicht regnete oder schneite, sonst hätte sich unser Fuhrwerk noch durch tiefen Schlamm kämpfen müssen. Die letzten Stunden waren wir durch dichten Wald gefahren, doch jetzt lichteten sich die Bäume, gaben den Blick in ein Tal frei. Ich atmete innerlich auf. Weit war es nicht mehr, wir hatten bald unser Tagesziel erreicht.

»Seht ihr da vorne das Tal und den Fluss? Hinter der Baumgruppe am Fluss liegt der Mühlenhof, wo wir heute Nacht schlafen werden«, erklärte ich laut und ertete von Hildegard und Johanna ein dankbares Lächeln und von weiter vorne ein zustimmendes Brummen. Die Aussicht auf eine ordentliche Mahlzeit und ein bequemes Nachtlager verlieh uns allen neue Kraft. Die letzten zwei Tage im Sattel waren auch an mir nicht spurlos vorübergegangen. Mein Rücken war steif, die seit Monaten verheilten Verletzungen schmerzten und ich war durchgefroren.

Vor zwei Tagen war unsere kleine Reisegesellschaft in Speyer aufgebrochen, morgen gegen Mittag würden wir, wenn nichts dazwischenkam, die Burg meines Vaters erreichen. Die Domstadt Speyer war natürlich nicht der Beginn unserer Reise gewesen. Die erste Etappe von Andernach nach Speyer hatten wir bequem auf einem Frachtschiff zurückgelegt. Bequem, aber unendlich eintönig, so dass ich insgeheim froh gewesen war, als der Dom von Speyer endlich in Sicht gekommen war und wir die letzte Etappe mit Pferden und Fuhrwerk in Angriff nehmen konnten.

Ich lächelte zum Fuhrwerk herüber. Johanna, die neben Hildegard saß, sah mein Lächeln und zwinkerte mir vergnügt zu. Sie war der





Grund, warum wir so weit von Andernach entfernt waren. Johanna Merle würde mein Weib werden. Ich beobachtete sie, wie sie in einen schweren Wollumhang gehüllt geduldig das Rumpeln der Räder ertrug. Eine Zeitlang war sie neben dem Fuhrwerk hergelaufen, doch jetzt leistete sie Hildegard Gesellschaft, die mit eiserner Hand die beiden Zugpferde lenkte. Die Anstrengungen unserer Reise schienen Johanna nichts auszumachen. Sie sah wunderschön aus. Die langen Haare, deren Farbe mich an reifen Weizen erinnerte, waren unter einer weißen Haube verborgen. Weil es in den letzten Stunden kälter geworden war, hatte Johanna nun auch die Kapuze ihres Umhangs darüber gezogen. Immer wenn sich unsere Blicke trafen, glitt ein zärtliches Lächeln über ihr Gesicht, strahlten ihre blauen Augen wie zwei tiefe Seen im Sonnenlicht.

Wir mussten uns beeilen, wenn wir vor Einbruch der Dunkelheit noch zum Mühlenhof kommen wollten.

»Hoh, ich glaube, ich sehe bereits Rauch dort drüben« Heinrich richtete sich im Sattel auf. Mit einem Grinsen wandte er sich an Thomas: »Na, Junge, Lust auf einen kleinen Wettstreit? Wer als Letzter auf dem Hof ist, muss die Pferde der anderen versorgen.«

»Gemacht, Pastor Heinrich!«

Und mit der Begeisterung eines Dreizehnjährigen stieß Thomas seinem Tier die Fersen in die Seite, so dass es einen Satz nach vorne machte und losgaloppierte.

»Hoho, Dreck und Teufelsfratz, ganz schön forsch, das Bürschchen.« Und schon schoss auch unser Pastor davon.

»He, ich reite auch mit«, brüllte Jupp und gab seinem Tier die Zügel frei, »ich werde euch zeigen, wie man richtig reitet.«

Hildegard schaute zu mir herüber: »Mein Gatte, unser Pastor und ein Dreizehnjähriger, hat man schon einmal solche Kindsköpfe gesehen? Männer, egal wie alt, sie sind doch alle gleich. Kannst du alle in einen Sack stecken und mit 'nem Eichenknüppel draufschlagen, triffst du immer den Richtigen. Anwesende ausgenommen, mein lieber Konrad.«

»Gönn ihnen die Freude, Hildegard«, erwiderte ich. »Lass sie voranreiten, ich bleibe hier bei euch. Wir werden ja erfahren, wer am Ende die Pferde versorgt, statt gemütlich im Schankraum zu sitzen.«





Ich muss fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein, als ich meinen Vater zum ersten Mal während der Pfingsttage nach Speyer begleiten durfte. Damals war mir die Reise unendlich lang vorgekommen und ich erinnere mich genau daran, wie verwundert ich darüber gewesen war, dass mein Vater von allen, die wir trafen, mit großem Respekt und Ehrerbietung behandelt worden war. Auf unserer Burg war er der Hausherr, das hatte ich nie in Frage gestellt, aber unterwegs und in Speyer? Glanz und Respekt waren damals auch auf mich, den jüngsten Sohn des Herzogs, übertragen worden, eine Rolle, die zu übernehmen ich nicht gewohnt gewesen war. Es gab auf dieser Reise aber noch ein zweites Erlebnis, an das ich mich nun lebhaft erinnerte und das war der Abend im Mühlenhof. Ich durfte im Schankraum bei den Männern sitzen. Lauschte gebannt ihren Geschichten, und als mir vor Müdigkeit die Augen zufielen, erlaubte mir mein Vater, im Stroh des Pferdestalls zu schlafen. Diese eine Nacht und der sonnige Morgen danach, der Geruch des frischen Heus, die Wärme des Stalls, all das habe ich nie vergessen.

Es waren diese Erinnerungen, die mir durch den Kopf gingen, als ich auf dem gepflasterten Vorplatz des Mühlenhofes mein Pferd zügelte und abstieg. Das Haupthaus war frisch gekalkt, die Balken schwarz gestrichen, das Strohdach sah ordentlich und dicht aus. Der Brunnen im Hof, die Mühle mit ihrem Wasserrad, all das kannte ich noch von den vielen Besuchen hier. Der Pferdestall, der sich an die Mühle anschloss, war neu und größer als der alte, in dem ich als Kind geschlafen hatte. Ausdruck von Wohlstand, den sich Meister Jakobus, der Mühlenwirt, und seine Familie hart erarbeitet hatten.

»Ja, ist es die Möglichkeit. Darf ich meinen Augen trauen? Jesus, Maria und Josef, seid Ihr es wirklich? Konrad, Konrad von Hohenstade?«

Die Stimme ließ mich herumfahren. Kein Zweifel, das war Meister Jakobus, ganz wie ich ihn in Erinnerung hatte. Ein Kugelbauch und zwei mächtige Oberarme, die einen schweren Mehlsack herumwuchten konnten, als hätte er kein Gewicht.

»Guten Abend, Meister Jakobus, sagt, hättet Ihr Herberge für ein paar müde und hungrige Gäste?«





»Hätte ich Herberge? Ja, das will ich meinen und wenn ich selber die Nacht im Freien verbringen müsste, um Euch diesen Wunsch zu erfüllen. Lasst Euch die Hand reichen und ansehen.«

Meister Jakobus lächelte von einem Ohr zum anderen. Als er näher trat, sah ich, dass die Jahre auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen waren. Er hinkte, die wenigen Haare, die unter seiner einfachen Fellkappe heraus schauten, waren schneeweiß und die Falten hatten sich tief in sein Gesicht gegraben. Aber die Herzlichkeit in seinen Augen war immer noch da.

Augenblicke später ergriff Meister Jakobus meine Hand und schüttelte sie. »Verzeiht, Herr, dass ich Euch so überfalle, aber es hat uns allen damals das Herz gebrochen, als wir die Kunde von Eurem Tod erhielten. Dass es nur ein Irrtum war, dafür danke ich dem Allmächtigen.« Meister Jakobus wischte sich über die Augen, die mit einem Mal feucht glänzten. Aber bevor ich noch etwas erwidern konnte, redete er schon weiter.

»So, und nun müsst Ihr mir die beiden Schönheiten vorstellen, die in Eurer Begleitung sind. Edeldamen haben wir selten zu Gast.«

»Schönheiten, Edeldamen? Hast du das gehört, Johanna? Ein Schönredner und Schmeichler, unser Herr Wirt«, Hildegard rückte ihre Haube zurecht, »aber immerhin weiß er, was wir Frauen gern hören.«

Ich grinste. »Also, Meister Jakobus, darf ich Euch vorstellen? Die ehrenwerte Hildegard Schmittges, Gattin von Josef Schmittges, seines Zeichens Stadtknecht in Andernach, und ein treuer Freund und Waffengefährte. Neben Frau Schmittges sitzt Johanna Merle, meine Verlobte.«

»Eure Verlobte? Grundgütiger, warum habt Ihr uns denn nicht vorab eine Botschaft geschickt, dann hätten wir ein Festessen für Euch vorbereitet« Meister Jakobus rang mit ehrlicher Verzweiflung die Hände, dann aber nahm er die Kappe ab und verbeugte sich formvollendet. »Nun, wir werden es Euch so bequem wie möglich machen. Willkommen auf dem Mühlenhof.«

Aus dem Pferdestall hinter dem Mühlenwirt drangen plötzlich laute Stimmen. Meister Jakobus schaute über die Schulter. »Na, das erklärt auch die beiden Herren und den Jungen in meinem Stall. Zwei Kerle





groß und breit wie Eichen, die so tun, als würden sie sich gleich an die Gurgel gehen.«

»Und dabei sind sie wie Brüder. Glaubt mir ...« Der Rest meines Satzes ging in lautem Gebrüll unter.

»Sack und Asche, natürlich war ich vor dir auf dem Hof.«

»Ja, am Arsch hängt der Morgenstern, was bildest du dir ein? Ich war natürlich vor dir da. Bitte den heiligen Antonius, Schutzpatron der Pferde, um Beistand, damit dir der Rest deines kläglichen Verstandes erhalten bleibt, wenn du schon jetzt Trugbilder siehst. Nein, vergiss Antonius. Ruf gleich Albinus an, denn du bist ja mit Blindheit geschlagen.«

»Trugbilder? Blindheit? Dass ich nicht lache. Dein Gaul war doch kurz vor dem Zusammenbrechen. Was ja auch kein Wunder ist, bei der Last, die das erbarmungswürdige Tier den ganzen Tag schleppen musste.«

»Soll das etwa heißen, ich sei schwer? Das sind Muskeln, mein Lieber, stark wie Eisenketten. Wenn du es drauf anlegen willst, kannst du sie jederzeit zu schmecken bekommen. Wie sagte schon der große Cicero: Non opus est verbis, sed fustibus!«

»Was immer das heißen mag, es wird dir nichts Gutes einbringen, darauf kannst du wetten.«

Hildegard schaute mich fragend an.

»Hier sind nicht Worte, sondern Prügel am Platz«, übersetzte ich ihr und erntete dafür nur ein empörtes Schnauben, während Johanna anfang zu kichern.

Der Mühlenwirt verdrehte die Augen: »Brüder sagt Ihr, Ritter Konrad? Dass die beiden mir nur nicht in unserem neuen Stall eine Prügelei anfängen. Was soll ich nur machen?«

»Natürlich nichts, Herr Wirt«, mischte sich da Hildegard ein, »das haben wir gleich.«

»Josef Maria Schmittges, willst du uns bis auf die Knochen beschämen? Ihr zwei Trottel kommt jetzt aus dem Stall, aber auf der Stelle. Ja, du auch, Heinrich Balthasar Erzer, Pastor hin oder her.« Die beiden Stimmen im Stall verstummten schlagartig.

Meister Jakobus warf mit mir einen ungläubigen Blick zu und formte lautlos die Frage »Pastor?« Ich nickte.





»Ich werde mal in der Küche Bescheid sagen« Jakobus' Schultern bebten vor unterdrücktem Lachen, als er zum Haus ging.

Johanna stieg vom Fuhrwerk und hakte sich bei mir ein. »Ein netter Mann, dieser Wirt.«

»Ja, das ist er.«

Johanna drückte meinen Arm. »Würde Ritter Konrad dafür sorgen, dass sich sein künftiges Weib etwas frisch machen kann, bevor sie an einem warmen Kaminfeuer ihren Hunger stillen wird?«

»Es ist mir ein Vergnügen«, erwiderte ich, »und danach kümmere ich mich darum, die beiden Kontrahenten im Pferderennen zu beruhigen.«

